

Zeitschrift: Bulletin suisse de linguistique appliquée / VALS-ASLA
Band: - (1996)
Heft: 64: Acquisition des compétences discursives dans un contexte plurilingue

Buchbesprechung: Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WERLEN Iwar (Hrsg.)(1995): **Verbale Kommunikation in der Stadt**, Tübingen, Gunter Narr Verlag, 316 S. (=Tübinger Beiträge zur Linguistik. 407.)

In diesem Band werden 12 der 15 Vorträge, die im Oktober 1989 an einem gleichnamigen Berner Symposium gehalten worden sind, in zum Teil erheblich überarbeiteter Form dem weiteren Publikum zugänglich gemacht. Dieses Symposium wurde seinerzeit im Rahmen des Projekts "Kommunikationskulturen in einer Schweizer Stadt" durchgeführt, das der Herausgeber des vorliegenden Bandes als Teil des (Schweizer) Nationalen Forschungsprogramms 21 "Nationale Identität und kulturelle Vielfalt" durchgeführt hat. In den meisten Beiträgen geht es um Projekte grösseren Umfangs, aus denen Teilergebnisse vorgestellt werden. Wegen des verhältnismässig langen Zeitraumes zwischen dem Kolloquium und der Veröffentlichung der Beiträge konnte es nicht ausbleiben, dass auch in den Fällen, in denen 1989 noch keine umfassenden Veröffentlichungen zum betreffenden Projekt vorlagen, in der Zwischenzeit solche erschienen sind. Es stellt sich in diesen Fällen die generelle Frage nach dem Sinn einer verspäteten Veröffentlichung von Teilergebnissen grösserer Projekte. Auch der Leser dieses Bandes wird gelegentlich, um bestimmte methodische Details oder Einzelergebnisse zu erfahren, doch zur vorliegenden und zitierten Gesamtveröffentlichung greifen und dann im Extremfall vor allem die Paraphrasierungskompetenz des Autors bewundern können. Aber insgesamt überwiegen im vorliegenden Fall eindeutig die positiven Aspekte, so dass dem Herausgeber dafür uneingeschränkt zu danken ist, dass er die beträchtlichen Mühen der Herausgabe auf sich genommen hat. Zum einen kann der nicht auf das Thema spezialisierte Leser dadurch Forschungen kennenlernen, die sonst nur in ihm unzugänglichen, z.B. australischen Periodika publiziert sind; zum andern hat es auch seinen Reiz, Ausführungen zu Detailfragen aus bereits mehr oder weniger bekannten und miteinander vergleichbaren Forschungsprojekten in einem Band vereinigt zu finden und durch ihre kursorische Lektüre zu Vergleichen und weiterführenden Fragen angeregt zu werden, auf die man bei der Lektüre der einzelnen, oft umfangreichen Gesamtdarstellungen kaum käme. In diesem Zusammenhang ist es besonders zu begrüssen, dass der vorliegende Band typische Beiträge aus den vier überaus unterschiedlich konzipierten Projekten der Stadtsprachenforschung im deutschsprachigen Raum enthält, die hier mit den Städtenamen Mannheim, Berlin, Bern und Basel identifiziert seien. Dass "die Sprache" der zuletzt genannten Stadt Gegenstand eines weiteren, erst kürzlich angelaufenen und wiederum ganz anders ausgerichteten Projekts unter der Leitung von Heinrich Löffler und Annelies Häcki-Buhofer ist, sei nur am

Rande vermerkt. Für fast alle Beiträge ist übrigens das Konzept "Stadt" in einem notwendig sehr weiten Sinne durchaus relevant, wohl noch am wenigsten für diejenigen von Klaus J. MATTHEIER und Peter AUER. Dass der *Survey of British Dialect Grammar*, von dem Jenny CHESHIRE et al. berichten, weitgehend zu einem der *Urban British Dialect Grammar* wurde, ist, wie die Autoren auf S. 71f. ausführen, die unbeabsichtigte Folge von zufälligen bildungspolitischen Randbedingungen zur Erhebungszeit. Der Rezensent hat weiterhin aus seiner kursorischen Lektüre des Bandes zwei (vielleicht banale) Erkenntnisse gewonnen: erstens, dass im Wettstreit zwischen quantitativer "Labov"- und interpretativer "Gumperz"-Methodologie noch kein "Sieger" in Sicht ist, ja immer mehr Ansätze zu einer vernünftigen Kombination beider Ansätze zu konstatieren sind; zweitens, dass die phonologische Variation weiterhin die zentrale Rolle bei der Beschreibung urbaner Sprachvarietäten spielt und dabei zunehmend nicht-segmentale Merkmale herangezogen werden. Eine letzte allgemeine Bemerkung zur Tatsache, dass genau die Hälfte der Artikel auf deutsch, die Hälfte auf englisch verfasst ist und unter letzteren zwei über empirische Forschungen zu Varietäten des Deutschen berichten, - die Berliner Stadtsprache bzw. die Standard- und Dialektbewertung in österreichischen Städten -, über die ansonsten den jeweiligen Literaturverzeichnissen zufolge in der Regel auf deutsch publiziert wird. Dass die mündliche Präsentation und Diskussion der Beiträge in Bern wegen der Teilnahme mehrerer anglophoner Kollegen in deren Sprache erfolgt ist, ist natürlich sinnvoll. Dass Norbert DITTMAR das Stück einer Gruppendiskussion in einer Neuköllner Fussballmannschaft, an dem er seinen Begriff von Stil als Polyphonie demonstriert, nur in einer englischen Paraphrase bietet, ist doch bedauerlich. Statt die ausgeprägt berlinerischen Laut- und Stilformen auf englisch mit Ausdrücken wie *I'm gonna set it up* wiederzugeben, wäre es zweifellos sinnvoller gewesen, der sonst geübten Praxis zu folgen und das Material in der Originalsprache zu bieten.

Die 12 durchweg sehr instruktiven Beiträge sind im Sammelband alphabetisch nach den Autorennamen geordnet. Hier werden sie hingegen in geographischen konzentrischen Kreisen vorgestellt und besprochen. Es beginnt mit dem Beitrag der Berner Gastgeber, es folgen die beiden anderen Texte über Schweizer Gegenstände, danach die fünf über die verbale Kommunikation in deutschen Städten sowie der mit österreichischer Thematik. Zum Abschluss folgen die zwei Projekte, die in England und das eine, das in Australien lokalisiert ist.

Unter dem Titel *Konzeption und Ergebnisse des Projekts "Kommunikationskulturen in einer Schweizer Stadt"* stellen Esther LIEVERSCHEIDT, Iwar WERLEN, Adrian WYMANN und Hansmartin ZIMMERMANN auf S. 197-226 zunächst sehr kurz die "makrosoziolinguistische Situation der Schweiz" dar, die in der öffentlichen Schweizer Diskussion unter den Stichworten der "nationalen Viersprachigkeit" und der "medialen Dialekt-Hochsprach-Diglossie der Deutschschweizer" bekanntlich sehr präsent ist, um beide Aspekte im folgenden ausdrücklich beiseite zu lassen zugunsten der "deskriptiven" und "empirischen" Beschreibung zweier Kommunikationskulturen auf der Basis von Befragung ("narrativem Interview") und teilnehmender Beobachtung. Es handelt sich einerseits um "politisch und alternativ aktive Personen im Quartier", die sich selbst *Chueche* 'Kuchen' nennen, andererseits um die "deutlich heterogeneren *Gwärbler*, Handwerker und Kleingewerbetreibende". Eine dritte Gruppe, die *Seniorinnen*, bleiben am Rand. Mit instruktiven Beispielen aus dem Material werden im folgenden zwei Themenbereiche vergleichend für Chueche und Gwärbler behandelt: zunächst die "Selbstdarstellung in narrativen Interviews als Parameter von Kommunikationskulturen". Das Ergebnis: Die Mitglieder der Chueche folgen (auch) der "defensiven" Maxime "Stell dich nicht zu gut dar, erwähnte auch Negatives", die Gwärbler hingegen nur der "assertiven" Maxime "Stelle dich so gut wie möglich dar, werte andere gezielt ab". Es folgt das Antwortverhalten im Interview: der Chueche wird Verbosität und Funktionalität, den Gwärbler Verbosität und Phatik bescheinigt, ohne dass dies am Material sehr deutlich würde. Als drittes wird die Themeneinführung und Themenbehandlung in den narrativen Interviews verglichen, wobei auch die Seniorinnen berücksichtigt werden. Die auf S. 225 formulierten jeweiligen Maximen der drei Informantengruppen bleiben relativ vage.

In seinem Beitrag über *Sprache und Identität in der Stadt: Der Fall frankophoner Binnenwanderer in Basel* (S. 227-262) geht Georges LÜDI der Frage nach, "wie, wie stark und warum sich das sprachliche Repertoire, das Sprachverhalten und die Sprachvorstellungen im Anschluss an einen Umzug in ein anderes Sprachgebiet verändern" - ein Ereignis, das bekanntlich gerade in der Schweiz relativ häufig ist. Als Basis dienen ihm neben den quantitativen Ergebnissen einer repräsentativen Umfrage qualitative Analysen "längerer offener Einzelinterviews", die im Rahmen des uns schon bekannten Nationalen Forschungsprogramms 21 erhoben wurden. Es zeigt sich, dass der einzelne Binnenwanderer seine soziale Identität nicht nur in bezug auf die Aufnahmegesellschaft und/oder die Herkunftsregion definiert, wobei gewisse

Merkmale der jeweiligen Sprachen als “Embleme identitäre Werte widerspiegeln”, sondern er kann die in dieser Konstellation angelegten Konflikte auch durch den Bezug auf ausgedehntere, jene umfassende Identitätsräume (“Europa” oder “Schweiz”) zu überspielen versuchen. Jeder Leser, der selbst einschlägige Lebenserfahrungen hat, ist versucht, sich in einem der fünf Migrantentypen wiederzufinden, die auf dieser Grundlage unterschieden werden. Es folgen die notwendigerweise relativ globalen Ergebnisse einer quantitativen Analyse der Identitätsoptionen der frankophonen Basler. Eine relative Mehrheit derselben nimmt für sich drei von fünf angebotenen Identitäten in Anspruch; interessant wäre eine Paralleluntersuchung germanophoner Genfer. Hinsichtlich der Korrelation der Identitätsoptionen mit soziobiographischen Variablen und der Selbsteinschätzung der Sprachkompetenz ergeben sich keine Überraschungen. Abschliessend sei eine (nicht nur) terminologische Entscheidung LÜDIS festgehalten und zur Diskussion gestellt: Die Sprachen, deren Gebrauch die Deutschschweizer “digloss” macht, werden auf S. 255 mit “Deutsch und Schwyzertütsch” bezeichnet.

Auch in der notwendigen Verkürzung dieser Rezension dürfte deutlich geworden sein, dass schon Welten zwischen den Interessen und Ansätzen der beiden Schweizer (Sozio)linguisten Iwar WERLEN und Georges LÜDI liegen. Eine dritte Welt eröffnet sich in dem soziologisch-ethnographischen Beitrag des Zürcher Volkskundlers Ueli GYR unter dem Titel *Städtische Kneipenkultur und Binnenkommunikation* (S. 135-157). In Kapiteln u.a. über “Funktionen und Merkmale von Kneipen”, “Trinken und Trinkmuster”, “Kneipengänger: Einzelgänger und Gruppen”, die “Sozialkultur des Trinkens und Symbolaspekte”, “Kommunikationsstile und Gesprächskultur”, “Kontaktsuche, Geselligkeit und Raumanalyse”, “Teilöffentlichkeit und Identitätssicherung” wird die Kneipe als “eigener Sozialort mit identitätsvermittelnder Funktion und affektiver Orientierung” beschrieben, wobei Unterschiede zwischen Stadt und Land und zwischen den Schweizer Sprachregionen nicht zur Sprache kommen.

Wir kommen nun kurz auf die Beiträge zur verbalen Kommunikation in deutschen Städten zu sprechen: Aus dem Mannheimer Projekt, dessen Ergebnisse inzwischen in vier repräsentativen Bänden vorliegen, berichten zwei Mitarbeiter: Karl-Heinz BAUSCH behandelt auf S. 39-65 *Das Herstellen lokaler Identität in der Kommunikation am Beispiel eines Stadtteils in einer Grossstadt*, und zwar Mannheim-Neckarau. Vom Thema der Identität her bietet sich der Vergleich mit Georges LÜDIS Basler Frankophonen an: Ging es dort um die Identität nur der frankophonen Zuwanderer, so hier um die Opposition von “Integriert” versus “Nichtintegriertfremd” aus der Sicht der ersteren, die sich in

der sozialen Stereotypisierung der letzteren durch erstere als “bessere Leute” realisiert. Wie an zwei kurzen Sequenzen aus Vereinsversammlungen im Stadteil deutlich wird, funktioniert als “Emblem” der Fremden im Sprechen der Integrierten eine Sprachvariation in Richtung Standardvarietät. Inken KEIM zeigt auf S. 159-174 unter dem Titel *Sprachvariation und soziale Kategorisierung* ganz Ähnliches an einem Beispiel von innersituativer sozial-symbolisierender Sprachvariation, (“metaphorischem Code-Switching” im Sinne von J. GUMPERZ). Die “gesunden Filsbacher” distanzieren sich von einem negativ als “falsche” *foine leute* kategorisierten Paar durch überzeichnete “norddeutsche” Standardformen in der Wiedergabe von deren Rede, während sie zur Selbstreferenz drastisch-derbe dialektale Formen verwenden.

Unter dem Titel *Sociolinguistic Style Revisited: The Case of the Berlin Speech Community* exemplifiziert Norbert DITTMAR auf S. 111-132 seinen Begriff des (soziolinguistischen) Stils im Sinne einer “Polyphonie in der Interaktion”. Er wählt dazu einen Ausschnitt aus einer Diskussion in einer Neuköllner Fussballmannschaft über einen geplanten Saunabesuch, der nur teilweise und, wie oben bereits bemängelt, nur in englischer Paraphrase mitgeteilt wird. Während die LABOVschen “habitual sociolinguistic markers” die regionale, lokale oder soziale Identität eines Sprechers anzeigen, dienen die hier untersuchten, vom Sprecher bewusst gewählten Gesprächsstrategien dem dynamischen Ausgleich von “Nähe und Distanz”. Die Diskussionsteilnehmer reagieren auf die institutionelle kommunikative “Belastung” mit typisch berlinerischen, dialektnahen und schlagfertigen Spässen, Sprachspielen und Sprüchen. Die fünf abschliessend mitgeteilten gesprächsanalytischen Beobachtungen wären auf ihre Generalisierbarkeit hin zu überprüfen.

Unter der Titelfrage *Sprachwandel in Erp?* analysiert Klaus J. MATTHEIER auf S. 263-276 Material aus dem bekannten Erp-Projekt der Siebzigerjahre mit dem Ziel herauszubekommen, ob sich in diesem Dorf bei Köln ein Sprachwandel vom Dialekt zur Standardsprache nicht nur in den intergenerationellen und intersozialen, sondern auch in den intersituativen Differenzen im synchron erhobenen Material erkennen lässt. Die vorgestellten Daten zur Realisierung der /b/-Variablen werden im Rahmen des von Wolfgang U. WURZEL entwickelten Modells des Erwerbs von Primär- und Sekundärdialekt interpretiert und gestatten genauere Annahmen über die Relevanz der situativen Bedingungen für den als Folge genereller gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse unterstellten Sprachwandel. Auf die meist als relativ stabil wahrgenommene Deutschschweizer Diglossie geht der Autor nur sehr beiläufig ein, was aus Schweizer Sicht vielleicht bedauerlich ist.

Um die aus der deutschen Sprachgeschichte heraus zu erklärende regionale Färbung der deutschen Standardlautung einerseits und die ausgeprägte Beeinflussung der Dialektlautung durch überregionale Varietäten mit höherem Prestige andererseits geht es auch in Peter AUERS Beitrag *Modelling Phonological Variation in German* auf S. 9-37. Der Autor entwickelt ein zweidimensionales Modell der sprachlichen Variation, in dessen einer Dimension (“Lexikalisierung/Grammatikalisierung” genannt) er (1) prälexikalische Redundanzregeln, (2) lexikalische oder morphologische und (3) postlexikalische Regeln unterscheidet. Als die andere Dimension betrachtet er die Dialekt-Standard-Opposition. Dieses Modell erlaubt ihm, zwei auch diskursfunktional verschiedene Arten des Code-Switching zu unterscheiden: eines aus dem Standard in den Dialekt und ein anderes aus dem Dialekt in den Standard. In seinen Beispielen werden bei ersterem postlexikalische Regeln ausser Kraft gesetzt, letzteres ist mit der Anwendung lexikalischer Korrespondenzregeln verbunden. Die prälexikalischen Regeln sind in keinem der beiden Fälle involviert. Ob sich diese Zuordnungen an anderem Material bestätigen werden, bleibt abzuwarten.

Sylvia MOOSMÜLLER widmet ihre Ausführungen auf S. 295-316 unter dem Titel *Assessment and Evaluation of Dialect and Standard in Austria* dem in Österreich besonders komplexen Verhältnis von Dialekt und Standardsprache. Mit Informanten unterschiedlicher sozialer Herkunft durchgeführte Bewertungstests ergeben, dass einerseits Dialektgebrauch generell eine niedrigere soziale Einschätzung des Sprechers zur Folge hat als Standardgebrauch, andererseits werden Sprecher unabhängig von der gebrauchten Varietät als Dialekt- oder als Standardsprecher identifiziert, und zwar an ihrer Prosodie (genauer: an der “richtigen” Kombination von Vokalquantität und unterschiedlich ausgeprägtem Anstieg einer Formanten-Kontur). Entsprechend unterschiedlich werden sie dann auf einer sozialen Berufsskala eingestuft. Damit ist die Frage nach dem regionalen Charakter der heute in Österreich als überregionaler und sozialer Standard geltenden Varietät des Deutschen gestellt. Um sie zu beantworten, liess die Autorin Wiener, Salzburger, Grazer und Innsbrucker Informanten die (aus diesen Städten stammenden) Sprecher von Sätzen in der Standardvarietät entweder einer der neun Hauptstädte der österreichischen Bundesländer zuordnen oder ihre Sprache als “authentisch in ganz Österreich” bewerten und die Sprecher ausserdem sozial (einem Beruf) zuordnen. Drei Ergebnisse seien erwähnt: Der Wiener Dialekt nimmt eine Sonderstellung ein, generell ist das Prestige der südbairischen Dialekte niedriger als das der mittelbairischen, und geographisch nahe Varianten werden sozial

besonders negativ beurteilt. Hierin spiegelt sich die Funktionalisierung stereotyp wahrgenommener regionaler sprachlicher Unterschiede zum Zweck der sozialen Hierarchisierung. Einmal mehr fallen dabei die Unterschiede zwischen den beiden deutschsprachigen Alpenländern ins Auge, was die Einstellungen zum Dialekt betrifft.

Jenny CHESHIRE, Viv EDWARDS und Pamela WHITTLE stellen auf S. 67-109 unter dem Titel *Urban British Dialect Grammar: The Question of Dialect Levelling* die unter dem Gesichtspunkt der "Stadtsprachen" einschlägigen Ergebnisse des *Survey of British Dialect Grammar* von 1986-1989 vor. Diese Fragebogenerhebung in den Schulen hatte einerseits das Ziel, die morphologischen und syntaktischen Merkmale der britischen Dialekte besser kennenzulernen, andererseits sollte die Thematisierung der Dialekte in der Schule die oft negativen Einstellungen der Lehrer zum Dialektgebrauch ihrer Schüler verbessern. Darum waren die Fragebogen unter der Aufsicht der Lehrer von den Schülern in Gruppenarbeit auszufüllen. Diskutiert werden hier 15 weit verbreitete morphosyntaktische Merkmale der städtischen Dialekte sowie 4 regional beschränkt(er) gültige. Was die Titelfrage betrifft, sind die Ergebnisse nicht sehr eindeutig: Während bei pluralischem *was* und demonstrativem *this here/that there* die Variation in städtischen Agglomerationen reduziert zu sein scheint, zeigen andere Merkmale eine umgekehrte Tendenz. Wie dies zu erklären sein könnte, bleibt offen.

In ihrem Beitrag über *Discourse Patterns and Fieldwork Strategies in Urban Settings: Some Methodological Problems for Researchers in Bilingual Communities* zeigen Lesley MILROY, Li WEI und Suzanne MOFFATT auf S. 277-294 am Sprachverhalten von Pakistani und Chinesen in Newcastle upon Tyne, dass das Beobachterparadox bei der Untersuchung zweisprachiger Minoritäten besonders grosse Probleme aufwirft. Dies gilt sowohl für das Interview mit quantitativer Zielsetzung, weil direkte Fragen in den verschiedenen Kulturen sehr unterschiedlich wirken, als auch und vor allem für das qualitativ-interpretative Verfahren. Für die beiden genannten Gruppen ergaben sich aus den Randbedingungen sehr unterschiedliche Interviewer-Strategien. Wenn dieser als Fremder in die Gruppe kommt, kann er im Falle sprachlicher Minoritäten nicht nach dem Muster 'Freund des Freundes' versuchen, Gruppenmitglied zu werden. Seine die Sprachenwahl beeinflussende Gegenwart muss darum bei der Interpretation der Daten in Rechnung gestellt werden.

David LEE schliesslich vermittelt in seinem Beitrag über *Sociolinguistic Variation in the Speech of Brisbane Adolescents* auf S. 175-196 einen Einblick in die australische Stadtsprachenforschung. Es geht ihm um die Beziehung

zwischen sozialer Differenzierung und phonologischer Variation bei Jugendlichen in Brisbane. Untersucht werden 7 Variablen mit 2 bis 4 Varianten im informellen Gruppeninterview-Verhalten von Schülerinnen und Schülern aus 4 Schulen mit unterschiedlicher Sozialstruktur. Anscheinend hat die Art der Datengewinnung keine nennenswerten Schwierigkeiten bereitet. Ein störender Interviewer-Effekt wird nur im Zusammenhang mit dem Geschlechtsunterschied erwähnt. Die Analyse mittels des LABOVschen soziolinguistischen Index bestätigt nur für 3 der 7 Variablen die beiden Ausgangs-Hypothesen - dass nämlich (1) der (non-standard)-Index von der privaten Oberschichtschule über die beiden sozial gemischten Schulen zur Schule im Unterschichtquartier zunehme und dass (2) in jeder Schule dieser Index für männliche Informanten höher sei als für weibliche. Die Möglichkeit, die Indices verschieden zu berechnen, u.a. indem man die Varianten verschieden zusammenfasst, erschwert auch die Verifizierung der Annahme einer relativen inter- und intra-individuellen Konsistenz für die verschiedenen Variablen. Diese erweist sich in der sehr weit getriebenen statistischen Auswertung tatsächlich als recht gering. Die Muster der Kovarianz der Variablen müssen also erheblich komplexer sein, als hier angenommen wurde. Ob sie sich auf dem hier eingeschlagenen Wege überhaupt jemals erfassen lassen werden, mag als ketzerische Frage des Rezensenten offen bleiben.

Université de Genève
Département de langue
et de littérature allemandes
Ch-1200 Genève

Gottfried Kolde

PEYER, Ann, Paul R. PORTMANN, (Hrsg.)(1996): **Norm, Moral und Didaktik – Die Linguistik und ihre Schmuttelkinder. Eine Aufforderung zur Diskussion.** Tübingen, Niemeyer. X + 320 S. [ISBN 3-484-73036-6]

PEYER/PORTMANN legen mit dieser Aufsatzsammlung ein Buch vor, das Fragen behandeln will, “die ans Herz der sprachlichen Dinge rühren” (VII), die aber mit den überkommenen Mitteln der Linguistik nicht richtig zu fassen sind: es geht um Fragen der Norm, Moral und Didaktik im Zusammenhang mit Linguistik. Dass gerade diese drei Bereiche thematisiert werden, erscheint auch den Herausgebern in gewissem Masse zufällig, aber sie haben den Eindruck, dass die zünftige Linguistik gegenüber diesen Fragestellungen, um die man – auch wenn 'reine' Linguistik betrieben wird – eigentlich nicht herumkommt, Berührungängste hat, die es abzubauen gilt. Es scheint ihnen deshalb sinnvoller, sich mit diesen Fragen zu beschäftigen, bevor sie selbst ihren Platz in der Forschung reklamieren. PEYER/PORTMANN wollen andere ForscherInnen dazu verleiten, sich wie sie aus der Oberstadt der 'reinen' Linguistik zu den Schmuttelkindern Norm, Moral und Didaktik in der Unterstadt zu begeben und – entgegen dem Motto in der Einleitung – mit ihnen zu spielen und ihre Lieder zu singen. Mit dem Ziel, die eingeschlafene Auseinandersetzung der 'reinen' Linguistik mit ihren Schmuttelkindern Norm, Moral und Didaktik wieder in Gang zu setzen, wurden 11 BeiträgerInnen gebeten, aus ihrer Sicht Überlegungen zur Thematik anzustellen. Die Herausgeber selbst eröffnen die Diskussion mit einem Einführungsartikel, den sie in Zusammenarbeit mit 7 weiteren MitarbeiterInnen verfasst haben. Die weiteren Beiträge wurden von den Herausgebern nach Möglichkeit einem der Themenschwerpunkte *Norm, Moral* oder *Didaktik* zugeordnet und in dieser Abfolge präsentiert. Die Herausgeber haben das Buch in Freundschaft und Verehrung Prof. Dr. Horst Sitta gewidmet.

Einführung

Ann PEYER et al. situieren in ihrem Einführungsartikel (9-46) die Begriffe Norm, Moral und Didaktik in Bezug auf die 'reine' Linguistik. Sie wollen aber keine fertigen Resultate liefern, sondern in erster Linie zur Diskussion anregen (Untertitel).

Für das Verhalten der Linguistik im Normierungsprozess¹ postulieren sie Anforderungen, die man folgendermassen zusammenfassen kann (20):

¹ Die Aussage, die Schweizer Dialekte hätten “sich in den letzten Jahrzehnten ohne äusseres Zutun [...] einander immer mehr angeglichen” (16) wird durch neueste Forschungen in diesem Bereich

Wirklichkeitsnähe bei der Aufstellung von Kategorien und Modellen, Klarheit bei den Kriterien der Variantenbeurteilung, Verständlichkeit in der Formulierung der Erkenntnisse. Wichtig ist, dass die Linguistik nicht einfach normative Aussagen macht, sondern ihren Umgang mit Normen reflektiert. Als 'Massstab' für durch Reflexion der Normierer vertretbar gewordene Normen gilt, dass folgende Fragen positiv beantwortet werden können: Ist die Norm: Effizient? Wichtig? Lernbar? Überprüfbar? Die vorgeschlagenen Fragen verstehen sich nur als Teil eines möglichen Fragenkatalogs zur Überprüfung der Vertretbarkeit linguistischer Normen: weitere Fragen, weitere Schmuttelkinder warten darauf, "entdeckt und entschmuddelt zu werden" (22).

Im Abschnitt zur *Moral* wenden sich PEYER et al. explizit "gegen eine «platonisch beschriebene» mit Blick auf Werturteile abstinente und allenfalls methodisch Position beziehende Sprachwissenschaft" (23). Es werden in Anlehnung an die Griceschen Kommunikationsmaximen ein Grundprinzip ("Fälle keine moralischen Werturteile!" (25)) und "fünf Maximen der herrschenden linguistischen Sittenlehre" (25) beschrieben, gegen die zu verstossen oder sie zumindest an die eigenen Bedürfnisse so anzupassen, dass sie die 'reine' Linguistik nicht zu beschützen vermögen, die AutorInnen empfehlen, will man sich in die Unterstadt begeben, um mit dem linguistischen Schmuttelkind *Moral* zu spielen.

"Die Sprachdidaktik hat – von der Linguistik aus gesehen – nicht den Status, das Renommee, das sich die sogenannten² Bindestrich-Linguistiken aufgebaut haben" (37). Die AutorInnen fordern, dass eine eigentliche Schul-Linguistik etabliert werden soll, da die Bereiche Linguistik und schulische Praxis Berührungspunkte aufweisen, die für beide wertvolle Synergien nutzbar machen könnten (Schulbuchproduktion, didaktische Fachzeitschriften, Lehreraus- und -fortbildung, Lehrpläne, Forschung in der Schule, Schulforschung etc.).

Dieser Einführungsartikel zeigt überzeugend – wenn auch zum Teil (bewusst) sehr holzschnittartig – die Notwendigkeit einer vertieften linguistischen Auseinandersetzung mit den Themen Norm, *Moral* und Didaktik. Eine Aufforderung zur Diskussion, die von der Linguistenschaft auf-, an- und ernstgenommen werden möge!

widerlegt. Koiné-Tendenzen sind im Schweizerdeutschen in dieser allgemeinen Form seit den Erhebungen des SDS nicht zu belegen.

² orig.: sogenannte (An dieser Stelle sei angemerkt, dass das vorliegende Buch eine seriöse Schlussredaktion vermissen lässt: zahlreiche Druckfehler und uneinheitliche Gestaltung der Beiträge (z.B. Titelei, Bibliographie oder Zitierweise) sind Indizien dafür.)

Norm

Walter HAAS formuliert schon im Titel seines Beitrags “Alpträume eines weitherzigen Pedanten” (47-60) den Zwiespalt, in dem sich bewusst oder unbewusst – an sich von Berufes wegen – weitherzige Linguisten in ihrer Rolle als – an sich von Berufes wegen – pedantische Lehrer beim Korrigieren studentischer Arbeiten befinden. Anhand konkreter Beispiele aus eigener Sammlung wird anschaulich demonstriert, dass es sprachliche Normen gibt, dass es Abweichungen davon ebenfalls gibt und dass es eine Frage der Einstellung jedes Einzelnen ist, wie er mit Norm und Abweichung umgeht. HAAS plädiert für einen toleranten Umgang mit Normen und hofft, “dass die Linguisten mithelfen können, die Menschen dazu zu bringen, abweichende Sprechweisen vor allem als abweichend statt als falsch oder lächerlich wahrzunehmen” (58). Der anständige Linguist hat beim Korrigieren jedenfalls Zweifel – nicht gegenüber der Entwicklung, die die Sprache nimmt, sondern gegenüber seiner eigenen Einstellung dazu.

Götz BECK beschäftigt sich in einem (über)langen Artikel (61-95) mit dem Phänomen der Sprachkritik. Der Beitrag ist in zwei Teile gegliedert: einen theoretischen Einleitungsteil im peinlich-mühsamen Duktus einer um Witz und Esprit bemühten Laudatio (stärkster Teil hier die leider in die Anmerkungen verbannte Diskussion der Sieberschen Sprachfähigkeitsstudie von 1994) und einen von der Anlage her interessanten Empirieteil (Umfrage unter Deutsch-Lehrenden und -Studierenden mit dem Ziel, normales Korrekturverhalten bei einigen konventionell als Verstöße eingestuften Ausrücken bzw. Sprachformeln zu ermitteln). Die Umfrageergebnisse hätten vertiefter analysiert und diskutiert werden dürfen, dann wären wohl konkretere und ergiebiger Aussagen zu machen gewesen als z.B. “dass die Sprache in stetem Wandel ist” (93).

Gerhard HELBIG beschreibt seine Überlegungen zu “Deskription, Regel und Norm in der Grammatikschreibung” (97-114). Er sieht in der “Gegenüberstellung von Deskription und Norm ein Hemmnis für die Überwindung der [...] Kluft zwischen «wissenschaftlichen Grammatiken» und «Schulgrammatiken», zwischen Sprachwissenschaft und Sprachunterricht” (98). Der klar aufgebaute Beitrag schafft Ordnung im Terminologieschunzel um *Regel* und *Norm* und belegt die Richtigkeit der getroffenen Entscheidungen mit einsichtigen Beispielen. Bei dieser minutiösen Grundlagenarbeit geht aber etwas das Spiel mit dem Schmuddelkind *Norm* im Sinne des Einführungsartikels vergessen. “Bestimmend für den Fremdsprachenunterricht sind *sowohl* linguistische Erkenntnisse [...] *als auch*

Einsichten in den Spracherwerb [...] *als auch* die (didaktische) Lern- und Lehrperspektive” (112). Dass das so ist, wissen wir schon länger, aber es ist wichtig, dass es wieder mal gesagt wurde.

Moral

Klaus BRINKER bespricht in einem gesprächsanalytischen Beitrag die “Normen des Diskutierens und ihre Markierung in Fernsehdiskussionen” (115-131). Es handelt sich um einen interessanten Artikel, der aber mit dem Thema der Schmuttelkinder im engeren Sinne des Einführungsbeitrages nur sehr am Rande zu tun hat. Diskursive Normen wie Gleichberechtigung, Sachlichkeit, Ernsthaftigkeit oder Rationalität können wohl letztlich nur von einem ausser-linguistischen Standpunkt aus gesetzt und beurteilt werden, weshalb es hier – und das ist die Volte, die bei der Einordnung des Artikels auch die Herausgeber schlagen – letztlich auch um Fragen der Moral geht.

Auch Iwar WERLENS Beitrag “Zur kommunikativen Bewältigung des Scheiterns in einem Radiospiel” (133-160) ist ein gesprächsanalytischer. Bei dieser methodisch soliden, faktennahen Kleinstudie, die aufschlussreiche Ergebnisse vorweisen kann, wird das Thema des Buches aber auch nur am Rande gestreift. Zentral im Beitrag ist der sprachliche Umgang mit den Gefühlen der Enttäuschung (der gescheiterten QuizkandidatInnen) respektive das sprachliche Verhalten der ModeratorInnen bei ihren Tröstungsversuchen. “Gefühle sind etwas Privates, Männer reden nicht gerne darüber, und in der Wissenschaft haben sie keinen Platz. Kein Wunder, dass sich Sprachwissenschaftler nicht allzu häufig damit befasst haben – ihr Platz unter den Schmuttelkindern der Linguistik ist damit gesichert” (133). Kurz, es geht hier um das Schmuttelkind *Gefühl* und nicht um Moral.

Eva NEULANDS “Überlegungen zur Förderung von Gesprächskultur” (161-178) gliedert sich in einen theoretischen Teil, in dem die Begriffe *Gesprächsförderung* und *Gesprächsforschung* situiert werden, und in einen didaktisch ausgerichteten Teil, in dem Synergiepotentiale aufgezeigt werden: es wird angedeutet, wie linguistische Erkenntnisse didaktisch umgesetzt werden können. Was aber die boomende linguistische Gesprächsforschung der gegenwärtig stagnierenden Gesprächsförderung ausser Resultaten wissenschaftlicher Forschung konkret zu liefern hätte, bleibt trotz Anregungen allgemeiner Art im zweitletzten Abschnitt des Beitrags (176) weitgehend unausgeführt. Was umgekehrt von der Gesprächsförderung in die Gesprächsforschung einfließen könnte, wird nicht dargestellt.

Didaktik

Hubert IVO gibt in seinem langen, mit (zu) vielen ausführlichen Zitaten illustrierten Beitrag einen Abriss über das Verhältnis zwischen Didaktik und Linguistik in Adelungs Grammatiken (179-220) und verfolgt am Beispiel der didaktischen Reduktion die Auswirkungen der Adelung'schen Entscheidungen bis heute, wobei dieser diachrone Teil etwas sehr exemplarisch bleibt. Eine Beschränkung auf Adelung (vor dem Hintergrund der heutigen Reduktionsverfahren) hätte dem Beitrag gut getan. Der Ansatz, sich über die Historie an die Schmuddelkinder anzunähern, ist nachahmenswert, vielleicht vermag der Staub der Geschichte fürs Erste die Schmuddeligkeit etwas zu überdecken...

Otto LUDWIG beschäftigt sich mit der "Schreibpraxis der reformierten Oberstufe" (221-240). Ausgangspunkt ist folgende provokative These: "In der reformierten Oberstufe findet nicht nur kein Unterrichts im Schreiben statt, es wird darüberhinaus auch alles getan, um zu verhindern, dass sich die Schreibfähigkeiten und -fertigkeiten der Schüler und Schülerinnen entfalten können" (221). Der gut gegliederte Aufsatz dokumentiert ein Beispiel ausführlicher, geht auf die Bedingungen der Schreibpraxis auf der Oberstufe ein, stellt deren Probleme dar und versucht Voraussetzungen, Implikationen und Konsequenzen dieser Schreibpraxis herauszuarbeiten. LUDWIG äussert hier wichtige Gedanken zu einem wichtigen Thema – ganz aus der engagierten Perspektive des Vollblutdidaktikers.

Jürgen BAURMANN berichtet von einer empirischen Untersuchung darüber, "was Kinder über das Schreiben wissen" (241-266). Die Auswertung eines Fragebogens über das Schreibwissen, die Vorlieben beim Schreiben und die Schreibkonzepte von 118 Erst- und Zweitklässlern ergibt einige beachtenswerte Ergebnisse, u.a., dass die Lehrpersonen ihre Rolle als Fachleute für das Schreiben gegenüber den Lernenden ernster nehmen sollten oder dass die Rahmenbedingungen des Schreibens mehr als bisher zu bedenken sind, da sich herausgestellt hat, dass Kinder offenbar am liebsten zu Hause schreiben. BAURMANN hat sich in vorbildlicher Weise auf das Spiel mit dem Schmuddelkind *Didaktik* eingelassen, ohne die 'reine' Linguistik darob zu vernachlässigen.

Albert BREMERICH-VOS gibt einen recht theoretisch geratenen Abriss über die Aspekte des Schriftspracherwerbs anhand der 2 Beispiele Schärfung und Grossschreibung (267-290) und Ingelore OOMEN-WELKE schliesslich berichtet, welche positiven Auswirkungen der Einbezug des Mehrsprachigkeitspotentials von SchülerInnen auf den Muttersprachenunterricht haben könnte.

Sie beschränkt sich aber auf die Modifikation alter Deutschunterrichtsnormen und verzichtet ausdrücklich darauf, neue aufzustellen (314). Als wichtige, noch offene Frage sieht sie – in guter LehrerInnenmanier – das Problem der Prüfbarkeit der Ergebnisse solcher Integrationsbemühungen. Ist das so wichtig?

Zusammenfassung

Die Herausgeber wollten sich mit den Schmuttelkindern *Norm, Moral* und *Didaktik* in Verbindung mit Linguistik beschäftigen, haben es in ihrem Beitrag auch getan, genauso wie HAAS oder BAURMANN. In den meisten anderen Beiträgen bleibt es bei gleichsam ethnologischen Beschreibungen der Schmuttelkinder – das Spiel mit ihnen findet kaum statt, was allerdings nichts über die Qualität der Beiträge an sich aussagen, sondern im Sinne von GRICE vielleicht an die Maxime der Relevanz erinnern will.

Die Herausgeber wollten mit den von ihnen gesammelten Beiträgen zur Diskussion auffordern, was sie mit ihrem Einführungsbeitrag sicher getan haben, ebenso wie HAAS, WERLEN, LUDWIG, BAURMANN oder OOMEN-WELKE es mit ihren Beiträgen getan haben. Leider haben sich nicht alle BeiträgerInnen mit dem vorläufigen Charakter dieser als Diskussionsforum angelegten Publikation anfreunden können und sich mit in einem gewissen Masse provokativen Diskussionsbeiträgen exponieren wollen.

Insgesamt liegt eine trotz der herausgeberischen Leitplanken *Norm, Moral* und *Didaktik* ein inhaltlich ziemlich heterogenes Buch vor, dessen Beiträge den im Einführungsbeitrag formulierten Ansprüchen des Herausgeberteams m.E. nur vereinzelt ganz, häufig teilweise und wenig gar nicht zu genügen vermögen. Interessante Diskussionsbeiträge finden sich zweifellos, derweil die Aufforderung an die LinguistInnen, sich auf das Spiel mit den Schmuttelkindern einzulassen, offenbar (immer) noch gewöhnungsbedürftig ist und als solche vorläufig noch so stehen bleiben muss – oder (nicht als 'Notbremse' sondern als echtes Desiderat) mit einer Maxime der herrschenden linguistischen Sittenlehre ausgedrückt: "Further research is needed!" (30).

Universität Freiburg
Seminar für Germanische Philologie
Misericorde
CH-1700 Freiburg

Dr. Hanspeter von Flüe Fleck